



Briefe, die sie erreichten. So kann man in Variation des bekannten Romanstils folgende Affäre bezeichnen, die während der Weihnachts-Feiertage die Berliner Kriminalpolizei beschäftigt hat. Am vergangenen Mittwoch und Donnerstag trieb sich in den feinsten Straßen des Westens in Berlin ein Junge umher, der elegant gekleideten Frauen und Mädchen zierliche geschlossene Briefchen in die Hand drückte. Der Kleine ahnte nicht, was er damit that. Auch die Damen hatten kein Arg, wenn sie annahmen, was der Junge ihnen reichte glaubten vielmehr, es werde irgend eine Weihnachtskarte sein. Um so größer war ihre Enttäuschung, wenn sie die Briefchen öffneten. Der scheinbar so harmlose Umschlag enthielt eine hübsch ausgestattete, mit einem Bergkristall besetzte Karte, deren wenig statt geschriebene Zeilen den Empfängerinnen die schamlosesten Zumuthungen machten. Der Briefschreiber wandte sich an Frauen, die sich von ihren Männern vernachlässigt fühlten, konnte aber nicht verhindern, daß auch jungen Mädchen das Erzeugnis zugesandt wurde. In Briefen auf die namenlosen Karten erbat er unter dem Stichwort „Max“ nach dem Postamt 94. Viele Männer, denen die Ehefrauen unermüdlich zeigten, „was einer anständigen Dame in Berlin passieren kann“, eilten sofort zur Kriminalpolizei. Mehrere Beamte beobachteten das Postamt in der Großen Franzfurter Straße, an das man einen Brief mit dem verlangten Reichen abgeben konnte, um dem Buben eine Falle zu stellen. Am ersten Feiertage gelang es, einen der Thäter zu ermitteln. Auf dem Amt wurde zum ersten Male nach einem Brief unter „Max“ gefragt. Der Fragesteller war wieder ein kleiner Junge. Er erhielt den Brief und brachte ihn einem feingekleideten Mann, der in einer Nebenstraße auf Auskunft wartete. Sobald dieser Mann den Brief empfangen und geöffnet hatte, nahmen die Beamten, die dem Knaben unauffällig gefolgt waren, ihn am Kragen und brachten ihn zum Verhör nach dem Polizeipräsidium. Hier wurde er festgestellt als ein früherer Kellner Franz Mühlleider, der im Osten der Stadt wohnt. Der Erappte verweigerte sich damit herauszugeben, daß es ihm um einen Briefwechsel mit Verführerinnen handle, man wies ihm aber aus Schriftproben, die man aus seinen früheren Stellungen in besseren Wirtschaften noch in großer Zahl herbeischaffte, bald nach, daß nur er die schamlosen Karten geschrieben haben konnte. Endlich gestand er es denn auch ein. Als seinen Mithäter gab er einen früheren Kaufmann Carl Unger an, und eine Hausdurchsuchung bei diesem förderte noch eine große Anzahl gleicher Karten ohne Namensunterschrift zu Tage. Mühlleider und Unger wurden wegen öffentlicher Beleidigung in Untersuchungshaft gelegt. Bis jetzt sind 120 Briefe als vertheilt nachgewiesen. Die beiden Burschen hielten sich, wie die Ermittlungen und das Geständnis ergab, in der Nähe des Junges auf der anderen Straßenseite auf, gaben ihm einen Wink, wenn ihnen eine Dame „geeignet“ erschien, und beobachteten das Verhalten der Briefempfängerinnen.

Die That eines Wahnsinnigen in der Weihnachtsnacht. Der Schauplatz eines schrecklichen Auftritts war in der heiligen Nacht der Dienholtsche Gasthof „Zum Frankensbrun“ an der Bauhener Straße in Dresden-Kreutzdorf. Dort hatten nachts zwei Damen, Gräfinnen Göben, einen Kampf auf Leben und Tod mit einem Wahnsinnigen zu bestehen. Die beiden Damen, die 63 und 67 Jahre alt sind, waren am Mittwoch zum Besuch des Oberleutnants von Wentzmann in Dresden eingetroffen. Die Fremdenzimmer im Hause des Oberleutnants waren durch andern Besuch bereits besetzt, und so sah der Offizier sich gezwungen, seine Verwandten, die beiden Gräfinnen, im Dienholtschen Gasthof einzunquartieren. Am heiligen Abend hatten die beiden Damen der Weihnachtsfeier im Hause des Oberleutnants beigewohnt, waren dann gegen 10 Uhr ins Hotel zurückgekehrt und gleich darauf zur Ruhe gegangen. Ebenfalls im Dienholtschen Gasthof wohnte der aus Hannover gebürtige Student der Rechte Hans Göbbe, der in Berlin juristischen Studien obliegt und sich im zweiten Examen befindet. Dieser junge Mann war zum Besuche seiner Großmutter, der in Dresden-Kreutzdorf wohnenden Geheimrätin Göbbe, eingetroffen und wurde, da das Haus der Großmutter ebenfalls überfüllt war, bei Dienhold untergebracht. Der 22 Jahre alte Student hatte im Hause der alten Geheimrätin den heiligen Abend verbracht und sich dann gegen 11 Uhr ins Hotel zurückgegeben. Getrunken hatte er nichts, denn der Studiosus ist Wüstling. Sein Zimmer lag unmittelbar neben demjenigen der Gräfinnen Göben, die ein gemeinsames Schlafzimmer bewohnten. Um die vierte Morgenstunde hatte ein furchtbares Gepolter und Getöse die Gattin des Hoteliers Dienhold aus dem Schlafe gerüttelt. Die Frau weckte ihren Mann und dieser eilte, nichts Gutes ahnend, fast unbekleidet in das zweite Stockwerk des Hotels. Hier bot sich ihm ein furchtbares Bild. Die in das Schlafzimmer der Gräfinnen führende Thür stand offen, die Thürschwelle war zertrümmert und die vor der Thür im Schlafzimmer stehende Wochmode zur Seite geschleudert. Aus dem Schlafzimmer ertönten Hilferufe, und als Dienhold ein Streichholz anzündete, sah er, daß ein Mann im Nachigewande aus einer der Gräfinnen kniete, während die andere vor Angst und Schrecken bereits bewusstlos geworden war. Der Mann, es war der Student G., hatte ein Taschenmesser in der Faust und hatte seinem Opfer bereits drei Stiche beigebracht, als der Hotelier sich von hinten auf den Studenten, der plötzlich von Lohsucht befallen war, warf. Nun begann ein Ringen auf Leben und Tod. Der Wahnsinnige hatte den Hotelier mit furchtbarer Gewalt am Genick gefaßt und schleifte ihn ans Fenster, um ihn auf die Straße zu schleudern. Verzweifelt wehrte sich der Hotelier, und noch gerade zu rechter Zeit erschien seine Gattin mit dem Oberkellner. Dienhold war schon auf das äußerste erschöpft, seine Hand blutete, denn im Kampfe hatte der

Wahnsinnige ihm den kleinen Finger der rechten Hand abgebissen. Auf's neue begann nun der Kampf. Frau Dienhold, der Oberkellner, der Hotelier und auch die Gräfinnen griffen verum Hülfe, und nun erschien, von dem Getöse herbeigelockt, ein Schutzmann. Eine Polizeipatrouille wurde außerdem noch herbeigeholt, und nun erst gelang es, den Wahnsinnigen, der sich immer wieder auf seine Gegner stürzte, zu überwinden und zu binden. Er wurde dem Siechenhause zugeführt und dann ins Irrenhaus gebracht. Man hatte bei ihm Wahnsinnsanfälle früher nicht wahrgenommen, doch sollen Verwandte ersten Grades der Tobsucht plötzlich zum Ausbruch gekommen; am heiligen Abend waren nicht die geringsten auffälligen Anzeichen an ihm bemerkt worden. Die beiden Gräfinnen liegen krank danieder, und der Hotelier Dienhold hat sich wegen des Verlustes eines Fingers einer schweren Operation unterziehen müssen.

Eine Teufelsgefahr. In Oberkuppenberg läuft schon seit Jahren unter den Einwohnern das Gerücht, daß in einem Hause eines Einwohnern, der bereits zum dritten Male verheiratet ist, der Teufel umgehe. Die erste Frau des Mannes ließ sich wegen dieses Teufelspucks scheiden, die zweite starb im Wochenbett, infolge des ausgefallenen Schreckens, und auch der dritten erschien wiederholt der Teufel. Als diese in den letzten Tagen niederlag, erschien wieder der böse Teufel und verlangte von der im Bett liegenden Frau das Geld, worauf ihn diese in der größten Angst auf den Schrank verwies, aus dem dann der Teufel das Geld nahm und verschwand. Als die Frau am nächsten Tage wieder allein zu Hause war, nahm sie sich zur Vorsorge einen Stod mit ins Bett. Wirklich kam zur selben Stunde wieder der „Schwarze mit den Hörnern“ und verlangte ebenfalls Geld. Die entschlossene Frau sprang mit dem Besen, sie wollte noch Geld holen, aus dem Bett und verjagte dem Satan mit dem Stod einige mächtige Schläge auf den Kopf, so daß der Teufel die Hörner sammt dem Biegenfell ab und siehe da, was kam zum Vorschein? — die 60 Jahre alte Schwiegermutter! Die Polizei soll sich bereits dieser Mär aus dem 20. Jahrhundert angenommen haben. Der Teufel in Menschengestalt aber liegt schwer am Kopfe verletzt darnieder.

Die Schatulle der Favoritin. Eine merkwürdige historische Entdeckung ist jochen in einem Londoner Antiquitätenladen gemacht worden. Vor 350 Jahren schenkte Henri II., König von Frankreich, seiner Favoritin Diana von Poitiers eine schöne Schatulle. Dieser Tage sah nun ein bekannter Londoner Architekt namens Hubbard im Vorübergehen in einem Antiquitätenladen des West-End ein Kästchen im Schrankfenster. Er trat in den Laden und fragte nach dem Preise, der auf 700 A. angelegt war. Hubbard nahm den Kästchen zur Prüfung mit nach Hause und fragte zwei Tage später beim Händler an, ob er einen Scheck über 500 A. annehmen oder sein Kästchen zurückhaben wolle. Der Händler nahm den Scheck an. Als Hubbard seine „Beute“ näher prüfte, entdeckte er das verhängnisvolle Monogramm von Henri II. und Diana von Poitiers, zwei D und ein S, an 10 Stellen, ebenso die drei verhängnisvollen Halbmonde, die Diana's eigenes Wappen bildeten, während sich an den 4 Ecken das gekrönte S des Monarchen befand. Es besteht kein Zweifel darüber, daß diese Schatulle vom König seiner Geliebten geschenkt worden ist. Der Kästchen, der ungefähr 18 Zoll lang und 9 Zoll breit ist, ist aus Holz mit prächtiger Gipsmalerei. Er steht auf 8 Silberfüßen, und an den Ecken vom Deckel und Kästchen sind kunstvolle Silberornamente. Das seltsamste daran ist eine silberne maurische Kuppel auf der Spitze. Sachverständige meinen, daß sie vielleicht höflich ist, und daß irgend etwas darin verborgen ist. Aber Hubbard konnte keine Deutung finden. Man schätzt den Verkaufswert der Schatulle auf 100,000 A. In wenigen Tagen wird die Schatulle im South Kensington Museum ausgestellt werden.

Ein gescheiterter Eisenbahnpfad dürfte wohl, wie der „N. Z.“ aus Newyork vom 8. Dezember geschrieben wird, noch nicht dagemessen sein. Ein Angestellter der Canadian Pacific Railroad Co., namens Barry, wurde vor einiger Zeit in Newyork derbietet unter der Anschuldigung, sich ungebührlicher Weise 1500 Dollars angeeignet zu haben; er wurde einige Wochen im Gefängnis zu Newyork gefangen gehalten und dann nach Halifax geschickt, wo er vor dem Richter erschien und eine glänzende Freisprechung erzielte. Barry strengte nun seinerseits gegen die Eisenbahngesellschaft einen Prozeß an, wegen ungerechter Verhaftung und verlangte 20,000 Dollar Entschädigung, einerseits wegen der erlittenen Nachteile, andererseits wegen der materiellen Schädigung, die ihm daraus erwachsen sei, daß man ihn in Newyork in ein feuchtes, ungesundes Gefängnis geworfen hatte, wo sich sein Gesundheitszustand so verschlechtert habe, daß er vielleicht niemals vollständig wiederhergestellt werden dürfte. Barry gewann seinen Prozeß, und da die Eisenbahngesellschaft die 20,000 Doll. nicht gutwillig zahlen wollte, beschloß sie sein Vertheidiger anfangs, eine der Gesellschaft gehörige Lokomotive zu pflanzen. Er durfte es jedoch nicht thun, weil die Maschinen internationalen Dienst thun. Es blieb ihnen deshalb nichts anderes übrig, als einen auf der Station Halifax haltenden Güterzug — mit Ausnahme der Maschine — pflanzen zu lassen. Jetzt erst beauftragte sich die Bahngesellschaft dazu, die 20,000 Dollars zu zahlen.

Litteratur.

Der Dorfbarbier. Ein seltenes Fest feiert das allbekannte Wipblatt „Dorfbarbier“. Daselbe beginnt am 1. Januar 1904 den 25. Jahrgang der neuen Folge. Schon unsere Großväter erzeuften sich an dem Inhalt dieses im Jahre 1844 begründeten Volksblattes. Staatliche und gesellschaftliche Mängel werden in Wort und Bild gezeichnet, und mit den Waffen des gewöhnlichen Humors wird ein allseitiger Angriff gegen die Langeweile, Melancholie und sonstigen unerträglichen Dinge geführt. Der

Dorfbarbier ist ein stets willkommener Freund der Lesenden. Nächste den „Fliegenden Blättern“ ist der „Dorfbarbier“ das älteste Wipblatt Deutschlands. Die geschmackvolle, feine illustrierte Ausstattung, sowie die Originalbeiträge von ersten Künstlern stellen den „Dorfbarbier“ in die vorderste Reihe unserer humoristischen Zeitschriften.

Kirchliche Anzeigen.

Evangelische Kirche
Marktkirchengemeinde.
Sonntag: Predigt 10 Uhr: Herr Pastor. Nach der Predigt: Beichte u. hl. Abendmahl. Sonntagsgottesdienst 6 Uhr: Herr Pastor. Die Kollekte ist zur Kleidung armer Konfirmanden der Marktkirchengemeinde bestimmt.
Orgeleinstrument. Abends 8—9 Uhr. Eintritt frei.
Neujahr: Sonntagsgottesdienst 8.30 Uhr: Herr Pastor. Hauptgottesdienst 10 Uhr: Herr Pastor. Nach der Predigt: Beichte u. hl. Abendmahl. Abendgottesdienst 6 Uhr: Herr Pastor. Schüler.
Sonntag nach Neujahr: Hauptgottesdienst 10 Uhr: Herr Pastor. Abendgottesdienst 5 Uhr: Herr Pastor. Jünger. Am Montag: Herr Pastor. Jünger.

Vergrüßte
Sonntag: Abends 5 Uhr: Predigt Herr Pastor. Die Kollekte ist für die Bekleidung bedürftiger Konfirmanden bestimmt.
Neujahr: Hauptgottesdienst 10 Uhr: Herr Pastor. Beichtmeyer. Abendgottesdienst 5 Uhr: Herr Pastor. Beichtmeyer. Sonntag nach Neujahr: Hauptgottesdienst 10 Uhr: Herr Pastor. Abends 8 Uhr: Hauptgottesdienst 10 Uhr: Herr Pastor. Am Montag: Taufen u. Trauungen: Herr Pastor. Beichtmeyer. Herr Pastor. Beichtmeyer.

Evangelisches Gemeindehaus, Steingasse Nr. 9.
Nachm. 4—6 Uhr: Jungfrauenverein der Bergkirchengemeinde. Dienstag Nachm. von 4—6 Uhr. Waisen-Berein.
Neujahr: Hauptgottesdienst 10 Uhr: Herr Pastor. Abends 8 Uhr: Herr Pastor. Sonntag nach Neujahr: Hauptgottesdienst 10 Uhr: Herr Pastor. Beichtmeyer. Abends 8 Uhr: Herr Pastor. Beichtmeyer. Am Montag: Taufen u. Trauungen: Herr Pastor. Beichtmeyer. Herr Pastor. Beichtmeyer.

Neulirchengemeinde. — Ringkirche.
Neujahr: Hauptgottesdienst 10 Uhr: Herr Pastor. Abends 8 Uhr: Herr Pastor. Sonntag nach Neujahr: Hauptgottesdienst 10 Uhr: Herr Pastor. Beichtmeyer. Abends 8 Uhr: Herr Pastor. Beichtmeyer. Am Montag: Taufen u. Trauungen: Herr Pastor. Beichtmeyer. Herr Pastor. Beichtmeyer.

Kapelle des Bauernbundes.
Sonntag: Nachm. 6.45 Uhr: Predigt, im Anschluß daran Vorbereitung und Feier des Abendmahls. Neujahr: Vorm. 10 Uhr: Hauptgottesdienst. Sonntag nach Neujahr: Vorm. 9 Uhr: Hauptgottesdienst. 10.15 Uhr: Kindergottesdienst. Nachm. 4.30 Uhr: Jungfrauen-Berein.

Evangel.-Lutherischer Gottesdienst. Adelsstraße 23.
Sonntag: Abends 8.15 Uhr: Predigtgottesdienst. Neujahr: Vorm. 9.30 Uhr: Predigtgottesdienst. Sonntag nach Neujahr: Vorm. 9.30 Uhr: Predigtgottesdienst. Mittwoch, Abends 8.15 Uhr: (Epiphania) Abendgottesdienst. Herr Pastor. Jünger.

Baptisten-Gemeinde, Cranenstraße 54, Hinterh. Part.
Sonntag Nachm. 4 Uhr: Beichtmahl, wobei 30 Pfg. pro Person erhoben werden.
Predigt: C. Karbischky.
Evangel. Gottesdienste der Methodisten-Kirche.
Freidrichstraße 36, Hinterhaus.
Sonntagsgottesdienst Abends 9 Uhr.
Neujahrstag. Vorm. 10 u. Abends 8 Uhr: Predigt.

Deutsch-kathol. (freireligiöse Gemeinde).
Donnerstag, 31. Dez. Nachm. 5 Uhr. Erbauung im Wippsaal des Rathhauses. Vor 375. Str. 1, Str. 2, Str. 3.
Der Zutritt ist für Jedermann frei.
Predigt: Welter, Willowsstraße 2.
Katholische Kirche. Schwalbacherstraße.
Donnerstag (Epiphania) Abends 6 Uhr: Jahresabschlussfeier m. Predigt u. Te Deum.
Freitag (Neujahr). Vorm. 10 Uhr: Hochamt mit Predigt.
Sonntag nach Neujahr. Vorm. 10 Uhr: Amt mit Predigt.

Anglican Church of St. Augustine of Canterbury.
Frankfurtertrasse 3.
Friday, Circumcision of our Lord, First Col. 8.30. Mattins and second Col. 11: Evensong and Litany 6.
Sunday, as usual, at 8.30: 11 and 5.
Wednesday, Epiphany, First Col. 8.30: Mattins and second Col. 11: Evensong & Litany 6.
Chaplain: Rev. E. J. Treble, Kaiser Friedrich Ring 36.

Katholische Kirche.
1) Pfarrkirche zum hl. Bonifatius.
Freitag, Fest der Beschneidung des Herrn, zugleich Anfang des bürgerlichen Jahres. Hl. Messen, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12. Hochamt mit Predigt 10. Letzte hl. Messe 11.30 Uhr. Nachm. 2.15 Uhr Andacht mit Segen (502).
Samstag Nachm. 4. Salve, 4—7 u. nach 8 Uhr Gelegenheit zur Beichte ebenso am Sonntag Morgen von 6 Uhr an.
2) Maria-Hilf-Kirche.
Freitag (Epiphania) Abends 6 Uhr ist Andacht zum Jahresabschluss mit Predigt u. Te Deum.
Freitag, 1. Jan. 1904. Fest der Beschneidung des Herrn; bürgerliches Neujahr. Der Gottesdienst ist wie an Sonntagen. Nachm. 2.15 Uhr Andacht zum h. Namen Jesu. (506).
Samstag 4 Uhr Salve.
Gelegenheit zur Beichte ist am 31. Dez. u. 2. Jan. Nachm. 4—7 u. nach 8 Uhr am 1. Jan. von Morgens 6.30 Uhr an.

1. Sorte Weißbrot per Loib 40 Pfg.
Gemischtes Brod " " 38 "
Schwarzbrod (lang) " " 36 "
Schwarzbrod (rund) " " 35 "
Confect- u. Kuchenmehl à Pfd. 17 Pfg.

Ferd. Wenzel, Bäckerei,
10 Ludwigstraße 10. 1877

Trauringe
Kein Laden. — Grosses Lager.

sowie alle Gold-, Silberwaaren und Uhren
kaufen Sie sehr billig im
Etagengeschäft von Fritz Lehmann, Goldarbeiter
Langgasse 3, 1. Stiege, an der Marktstrasse. 900



Nr. 304.

(2. Beilage)

Donnerstag, den 31. Dezember

1903

Der rothe Hof.

Kriminal-Roman von Adalbert Reibold.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Eine Frauensperson lag ausgestreckt da, der Unterkörper fast vom Schilf bedeckt, während der Oberkörper auf dem Moorland sich befand. Die Person lag auf Brust und Gesicht, sie mußte im Dunkel des Abends vom Wege abgeglitten und in das sumpfige Wasser gerathen sein; in ihrer Angst hatten sich dann ihre Hände an den Ufertrand gekrallt und es war ihr wirklich geglückt, den Oberkörper so weit heraufzubringen, daß ein neues Hinabsinken nicht möglich war.

Vielleicht, daß sie ohnmächtig liegen geblieben, daß sie nicht todt, sondern nur erstarrt war.

Man versuchte, den Irnsinnigen von der Daliegenden zu entfernen.

„Sie ist todt, todt, — seht Ihr es, — naß und hu, wie kalt, — das Moorgepensthat sie hinabziehen wollen., und als sie sich wehrte, hat es sie todtgeschlagen.“

Plötzlich sprang der Bettel-Jakob auf.

„Heil!“ lachte er, „jetzt ist sie mein, nun kann der Jäger sie nicht mehr küssen und herzen und der Steffen sie nicht heirathen, — jetzt wird sie begraben, wie meine arme Mutter und ihr guter Vater, und ich kann sie besuchen und mit ihr plaudern, so viel ich will. Niemand verbietet es mehr dem Jakob, zu seinem Liebchen zu gehen.“

Die Knechte und Mägde sahen, fast starr und stumm vor Schreck, mehr auf das seltsame Gebahren des Irnsinnigen, als auf den leblosen Körper, von welchem er soeben abgelassen hatte.

„Jakob sei ruhig“, begütigte diesen ein Knecht, „und nun rasch, nehmen wir sie auf und tragen sie in den Hof.“

„Ja, nehmet sie nur auf, sie ist und bleibt doch todt“, murmelte Jakob — todt wie meine Mutter, die auch hier so lag, als sie aus dem See gezogen war.“

Die Knechte wollten den Körper aufnehmen, voll Schreck zogen sie die Hände zurück, denn erst jetzt gewahrten sie, daß die vorgestreckten Arme und das Kopfhäubchen ganz mit Blut überströmt waren. Die Leute saßen sich indes, und zwei beherzte Knechte hoben sie empor, unter Jammer- und Angstgeschrei der Mägde erkannte man, daß der Bettel-Jakob recht gehabt, — in dem mit Blut und Schlamm bedeckten Gesicht erkannte man die lieblichen Züge der seit dem Morgen verschwundenen Martha. Der Körper der Unglücklichen war völlig erstarrt; selbst die unwissenden Knechte fühlten es, sie trugen eine Tote!

Der traurige Zug setzte sich in Bewegung, auf halbem Weg zum Hof kam ihnen der Hofbauer entgegen.

Die zweite mitgenommene Leuchte war ebenfalls verlöscht, — nichts war deutlich zu sehen, als die Gruppe dunkler Schatten welche die beiden Träger mit der Leiche begleiteten.

„Was ist geschehen, doch kein Unglück?“ fragte der Bauer, seine Stimme klang hart und kalt wie gewöhnlich.

„Ein furchtbares!“ riefen zitternde und weinende Stimmen. — „Eure Martha lag todt am Moorsee, wie es der Bettel-Jakob vorher geahnt hat.“

„Todt?“ rief des Bauern Stimme, und auch sie schien zu zittern, „ist sie wirklich todt?“

„Sie ist schon ganz erstarrt“, bestätigte einer der Träger, und setzte dann hinzu, „ertrunken ist sie nicht, die hat jemand ermordet, ihr Hinterkopf ist eingeschlagen, als wir sie aufnahmen, lag sie mit dem Gesicht auf der Erde.“

„Ihr seid alle miteinander toll“, brauste Hartmann auf, „wer sollte denn das Mädchen erschlagen haben?“

Dann drängte er zum Ausbrechen, um rascher auf den Hof zu gelangen.

Man brachte die Martha in die Stube, hier wurde ein Lager zurecht gemacht, — die Tote befand sich in einem schrecklichen Zustand. — Ueber und über mit schwarzem Moorschlamm und Blut bedeckt, ward sie erst deutlich erkennlich, als man ihr Gesicht abwusch.

Sie lag wie schlummernd da, nur ein scharf ausgeprägter Schmerzenszug schien um den Mund zu zuden, ihre Augen waren geschlossen.

Der Bauer fühlte nach ihrer Stirn, nach ihrem Hals; ja, das alles war vergeblich, das Leben war längst entflohen.

„Laßt sie nur ruhig liegen und einer von Euch reite rasch zur Stadt, den Arzt zu holen, ein orderer kann ins Dorf gehen und einstreifen den Barbier mitbringen, damit der untersucht, ob noch Leben vorhanden und Hilfe möglich“, befahl Hartmann.

Seine Anordnung wurde befolgt, einige Minuten später ritt im raschen Trabe ein Knecht vom Hofe zur Stadt, um den Arzt zu holen, eine Weile später befand sich der Barbier des Dorfes an dem Lager des unglücklichen Mädchens.

Der Mann, welcher das schöne Kind von klein auf gekannt hatte, war fast sprachlos vor Schreck, er mußte erst zu sich kommen, bevor er das Mädchen untersuchte, die Kopfwunde besichtigte.

Er konnte nur den Tod konstatiren. Alles war vergebens, er überließ, schauernd sich von der, auch seiner Meinung nach Erschlagenen abwendend, die nähere Untersuchung dem Stadtarzt.

Dieser ließ lange auf sich warten, endlich, es war bereits nach Mitternacht, hörte man das Rasseln eines Wagens, den Hufschlag der Pferde.

Nicht nur der Arzt, zwei Gerichtsbeamte erschienen mit ihm. Der Knecht hatte dem Arzt genau erzählt, wie sie das Mädchen gefunden; er hatte seinen Verdacht ausgesprochen, wahrscheinlich sei die Martha ermordet worden.

Die Untersuchung ergab, daß die Unglückliche durch einen Schlag auf den Hinterkopf, der unbedingt tödlich gewesen, von fremder Hand ermordet worden sei, da die Vermuthung völlig ausgeschlossen blieb, sich selbst diese Verletzung zugezogen haben zu können, oder auf einen Stein oder dergleichen gefallen zu sein. Gegen letztere Annahme sprach auch die Erklärung der Knechte, wie sie die Leiche gefunden; dieselbe hatte nicht etwa auf dem Rücken, sondern vornüber gebeugt gelegen, halb im Moos und Schilf, die Hände wie aus dem Wasser klappend, in die Moorerde gekrampt. Wirklich waren die Hände der Leiche gekrümmt und voll schwarzer Erde, die eine derselben hielt noch ein abgerissenes Gesträuch.

„Wer war der Thäter?“ das war nun die nächste Frage, welche die Gerichtsbeamten zu stellen hatten, — die Spur des abhienlichen Mörders zu entdecken, war ihre Aufgabe.

Ein Kreuzverhör aller, welche zum rothen Hof gehörten, wurde vorgenommen und dies ergab, daß die Mägde und auch die Knechte mehr wußten, als der Hofbauer selbst glauben mochte.

Sie wußten, daß der junge Förster und die arme Martha sich gut gewesen seien, und gewiß ein glückliches Paar geworden wären, wenn der Steffen aus Langfeld nicht um das Mädchen gestreift und dieses auch eingewilligt hätte; — sie wußten, daß Hartmann den Förster kürzlich abgewiesen, — sie meinten, die Martha habe aber den Förster wohl lieber gehabt, sie habe bereit, den Steffen Hoffnung gemacht zu haben, und sei wohl gar heute im Walde gewesen, um sich mit dem jungen Jäger wieder auszuföhnen.

Der Hofbauer bestätigte im vollsten Umfange diese Aussagen, welche als Gerüchte unter den Domestiken durch aller Mund gingen, und diese Mittheilungen bildeten für die Justiz schon genügende Anhaltspunkte, um die Fährte zu suchen, wo der muthmaßliche Mörder zu finden sei.

Der Verdacht lenkte sich auf den Förster, — ein Mord, in blinder Leidenschaft, in rasender Eifersucht vollbracht, gehört nicht zu den Unmöglichkeiten, und auf einen solchen schloß man.

Aber alle kannten den jungen Mann. Mochte er raschen Temperamentes sein, mochte ihn die vermeintliche Untreue des Mädchens tief empört haben, aber darum an demselben schönen Kinde, das er geliebt, und gewiß innig geliebt hatte, zum Mörder werden? — In wahrhaft teuflischer Bosheit der Arglosen an dem unheimlichen Moorsee auslauern, sie hinabstoßen in das Wasser, und als dies nicht gelang als die in Todesangst Wimmernde sich aus dem düstern, nassen Wassergrube zu retten sucht, und ihre Hände das Ufer erreichen, ihr in dem Augenblick, wo sie emporflimmt, den Schädel einschlagen? — Das sind so entsetzliche Schandthaten, welche von dem jungen, gänzlich unbescholtenen Manne unmöglich vollbracht sein können!

Und doch, — welche Labyrinth von menschlichen Verirrungen und Schenlichkeiten findet man nicht in Kriminal-Acten?

Die Morgensonne warf ihre ersten Strahlen über die erwachende Erde; die Waldbäume schüttelten wie aus langem Traum sich emporredend, ihre grünen Häupter und unzählige Tropfen, welche der Gewitterregen zurückgelassen hatte, stoben, Sonnenfunken gleich, im Strahl des Morgenrothes von Blättern und Zweigen.

Noch war es im Försterhause leblos still, — der alte Förster weilte in Hannover und wurde erst heute zurückerwartet, — der junge war erst gegen 11 Uhr nach Hause gekommen. Er hatte dem Burtschen hastig befohlen die Thür zu schließen, — sein ganzes Wesen war so sonderbar gewesen, er hörte nicht einmal darauf, daß der Burtsche erzählte, im Dorfe oder auf dem rothen Hofe müsse etwas Besonderes vorgefallen sein, ein reitender Bote sei vor etwa einer halben Stunde beim Försterhause im schärfsten Trabe vorbei zur Stadt geritten.

Als eine Stunde später der Wagen, welcher den Arzt und die Gerichtsherren nach dem rothen Hofe brachte, am Försterhause vorbeifuhr, war hier alles todt und still; nur der alte Dachshund, der treue Hüter des Hauses, schlug im kurrenden Ton an, als wollte er zeigen, daß sein aufmerksames Ohr wache.

Der Burtsche schlief in einer Wandbettstelle auf der Hinterbänke, nur eine dünne Steinwand trennte ihn vom Schlafzimmer des jungen Försters. Er hörte diesen noch lange rumoren, er glaubte, ihn auch senzen zu hören, dann wurde ein Fenster geöffnet und zugeschlagen, endlich war alles still und der Schlaf hatte sein Recht gefordert.

Eine laute Stimme weckte den Burtschen; als er die Augen aufschlug, war es heller, lichter Morgen, die Sonne blühte ins Fenster hinein.

Der junge Förster war schon völlig angekleidet.

„Rasch, steh auf, — es ist fünf Uhr. — Du hast die Zeit verschlafen“, rief der Förster, — „ich will das Revier abgehen, um sieben Uhr bin ich zurück.“

Es kam dem Burtschen vor, als sehe sein junger Herr krank und bleich aus, als schien er unruhig, verwirrt zu sein.

Rasch war er vom Lager auf, einige Minuten später stand er schon angezogen da.

„Während ich fort bin“ befahl er, „putze die Büchse, die ich gestern Abend gebrauchte, sie ist naß geworden, der Hahn muß losgeschoben werden, ein Schuß ist nicht darin.“

Er schob den Thürriegel auf und ging langsamen Schrittes in den Wald, aus dem erquickender Morgendunst ihm entgegenströmte.

Eine Stunde mochte seit dem Fortgange des Försters ver-

fließen sein, — der Jägerburtsche hatte in der Schlafstube alles geordnet, er war jetzt damit beschäftigt die Büchse zu reinigen.

Da schlug das Geräusch von Hufritten, von Räderknarren an sein Ohr; — vor dem Försterhause hielt ein Wagen. Drei Herren saßen auf demselben, die jetzt rasch abstiegen und ins Haus traten.

„Ist der Förster zu Hause?“ fragte einer der drei Herren, ein älterer Mann mit grauem Haar und ernstem Gesicht.

Der Burtsche meinte, ihn schon gesehen zu haben, — richtig; er konnte sich nicht irren, es war der Herr Assessor aus R.

„Der alte Förster ist verreist“, antwortete der Burtsche, „und der junge ist schon vor einer Stunde in den Wald gegangen.“

„Geht er jeden Morgen so früh?“

„Nein, jetzt nicht — weiß nicht, er hat sich heute morgen nur so zeitig auf den Weg gemacht.“

„Hat er gesagt, wann er zurückkehren werde?“

„Ja, um sieben Uhr will er wieder hier sein.“

„Gut, wir werden warten.“

Der Assessor ging, während die beiden anderen Herren in die Stube traten, hinaus und sprach mit dem Fuhrmann, er übergab demselben ein Papier, das er in ein Kuvert schlug, dann trat er wieder ins Haus, während der Wagen den Weg nach R. weiter in den Wald hineinfuhr.

Der Jägerburtsche hatte die Büchse gegen die Wand gestellt, er stand an der Stubenthür, als erwarde er die Befehle der drei Herren.

Der Assessor blieb neben dem Burtschen stehen.

„Ist der alte Förster schon länger verreist?“ fragte er.

„Nein, seit gestern morgen, wir erwarten ihn heute mittag retour.“

„War der junge Förster gestern Abend zu Hause?“

„Bis gegen neun Uhr, ja, dann ist er aufs Revier gegangen.“

„Was bei dem furchtbaren Gewitter — da wird sich doch kein Wildbied bliden lassen?“

„Er paßt streng auf den Dienst, das Gewitter kümmert ihn wenig.“

Der Assessor hatte die an der Wand stehende Büchse erfasst, er betrachtete sie.

„Eine doppelläufige“, sagte er, „ist sie geladen?“

„Nein“, antwortete der Jägerburtsche, „sie ist gestern im Gewitterregen naß geworden, ich bin dabei, sie zu putzen.“

„Süperbes Gewehr!“ und der Assessor betrachtete die Büchse von oben bis unten.

Plötzlich bestete sich sein Auge auf den Kolben, er drehte die Büchse um und um und betrachtete die Büchse ganz genau, — rasch trat er in die Stube zu den beiden Herren.

„Doktor“, flüsterte er so leise, daß der Burtsche es unmöglich hören konnte, — „sehen Sie, ist das hier nicht Blut?“

Er wies dabei auf den scharfen Messingbeschlag, der unten um den Kolben gelegt war.

Der Angeredete schrak sichtlich zusammen, dann prüfte er mit genauem Auge die Stelle.

„Es ist Blut“, erwiderte er eben so leise, — wahrhaftig, es hat noch mehr daran geklebt, — der Kolben ist bereits oberflächlich gereinigt.“

Der Burtsche hatte durchaus kein Arg daraus geschöpft, daß die Herren sich mit der Büchse beschäftigten, einkehrende Städter thaten dies öfter, — sie war nicht geladen, ein Unglück konnte es also nicht geben.

„Ob er mit etwas dienen könne?“ fragte jetzt der willfährige Burtsche; — als aber mit „Nein“ geantwortet wurde, zog er sich ins Hinterhaus zurück und ließ die Herren ihr Spielwerk, wie er es nannte mit der Büchse treiben.

Ueber eine Stunde befanden sich die Fremden schon im Försterhause, der junge Förster war noch nicht zurück. Der Burtsche hatte sich die Büchse inzwischen zurückerbitten wollen, er hatte es aber nicht gewagt, weil die Herren sie noch von Hand zu Hand gehen ließen.

Da endlich erschien der Erwartete auf der Schwelle; — erst als er ins Haus trat, erblickte er durchs Fenster der Stubenthür Fremde.

Der Jägerburtsche war ihm schon entgegengelaufen.

„Herren aus der Stadt sind da, die nach dem Herrn Förster fragen, sie kamen vom rothen Hof her, — ich meine, es ist der Herr Assessor, die müssen ja heute Nacht hingefahren sein“, rapportirte der Burtsche.

Eine plötzliche Röthe schoß dem jungen Mann ins Gesicht, — einen Augenblick stand er da, als ob er sich besänne, dann öffnete er rasch die Thür und trat ein.

Er erkannte sofort den Assessor aus R., ferner einen ihm wohlbekannten jungen Arzt, — den dritten Herrn kannte er nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Dienst am Sylvester.
Humoreske von Paul A. Kirstein.

Nachdruck verboten.

„Weißt Du,“ sagte der junge Dr. Arthur Grothe, „ich könnte jetzt eigentlich in einem Meer von Wonne schwimmen.“

Sein Freund, der Rechtsanwalt Herford sah ihn lächelnd von der Seite an.

„In Wonne schwimmen! Na, ja — es kommt dabei hauptsächlich darauf an, ob Du überhaupt schwimmen kannst — denn ich weiß aus meiner Militärzeit, daß das gar nicht so einfach ist — und zweitens, ob die Wonne warm oder kalt ist, denn in letzterem Falle könnte ich Dir bei 10 Grad unter Null auch nicht dazu raten.“

Er hüllte sich fester in seinen Pelz und zwinkerte lustig mit den Augen.

Dr. Grothe ließ sich dadurch nicht verblüffen.

„Du spottest und höhntest, und höhntest und spottetest — aber mal ein bißchen ernsthaft reden . . . nein, das kannst Du nicht.“ Dabei schüttelte er den Kopf, daß die Schneeflocken, die sich auf seinem Hut niedergelassen hatten, in der Luft zu tanzen begannen.

Aber auch den Rechtsanwalt konnte die schöne Rede nicht aus der Fassung bringen. Er blieb stehen und schlug eine helle Lache an.

„Nun, Du verlangst aber auch ein bißchen viel! Du erzählst mir, daß Du in „Wonne“ schwimmen willst, und dabei soll ich ernst bleiben? Nun — das kannst Du nicht verlangen.“

„Du hättest zum mindesten doch erst einmal abwarten können, weshalb ich in Wonne schwimmen will.“

„Nein! — Wozu? — Wenn so ausgewachsene Menschen wie Du mit Poesie kommen . . . und „in Wonne schwimmen“ ist entschieden poetisch — dann sind sie immer verliebt!“

Dr. Grothe zögerte mit der Antwort.

„Sag' mal — warst Du nicht auch schon verliebt?“

„Ob ich war!“

„Wie hast Du denn in solchem Stadium gesprochen?“

„Wahrscheinlich gerade so verrückt wie Du.“

„Na also! — Und hab' ich dann gespottet?“

„Nein. Du warst so — so . . . Um, Du wirst schon wissen, was ich meine. Ich aber muß mich als Jurist an den Erlaß des Ministeriums halten, und das verlangt möglichst kurzes Verfahren.“

„Warum hast Du das nicht gleich gesagt?“

„Herrgott, weil mir die Thatsachen ja alle bekannt sind! Du liebst Fräulein Erna Kröning, und würdest Dich zum glücklichsten aller Sterblichen erhoben fühlen, wenn Du ihre kleine Hand für Dein hoffentlich recht langes Leben in Deine wohlgepflegten Aesculapfinger bekommen könntest. Stimmt's?“

Jetzt aber wurde Dr. Grothe wirklich ernstlich ärgerlich.

„Ach Gott, nun hör' doch schon damit auf. Man muß doch wirklich nicht alles in den Staub ziehen!“

Herford konnte sich nicht enthalten, noch schnell „Nicht in den Staub — an die liebende Männerbrust!“ zu sagen, dann aber lenkte er ein: „Nimm's man nicht trumm! Es ist nicht so gemeint. Aber . . . Verliebte sind doch nun einmal ein komisch Ding in der Welt. Warum hast Du Dich übrigens nicht schon lange erklärt?“

„Warum, warum! — Du weißt doch ganz gut, daß meine Position noch nicht dazu ausreichte.“

„Nanu! Du — ein Privatdozent und eine Leuchte der Wissenschaft!“

„Ja . . . zum Leuchten gehört Del, und Del kostet Geld. Und dann — wie lange bin ich denn schon Privatdozent? Kaum ein halbes Jahr! Du kannst Dir denken, daß nach so kurzer Frist die Zahl der Hörer höchstens zu einer Statpartie reicht. Nein — aber, daß mir jetzt noch, so kurz vor Weihnachten, die schöne Stelle am Krankenhaus zuziel, siehst Du . . . das hat mich wirklich gefreut, denn damit kann ich nun meine Pläne ausführen — und . . .“

„Und kannst heiraten. Nicht? Das wolltest Du doch sagen?“

„Ja! — Begreifst Du nun, daß ich in Wonne schwimme?“

Der Rechtsanwalt lachte. „Ja, das begreife ich ja schon, aber . . . was ich nicht begreife, das ist, daß Du noch nicht gesprochen hast! Sieh' mal, als Du und ich zum heiligen Abend bei Krönings eingeladen waren, da überfielen mich ganz eigenartige Gedanken, als ich mir den Frack anzog. Ich überlegte. Warum ladet man gerade mich zur Bescherung ein? Warum gerade mich und grade mit Dir zusammen?“

„Aber das ist doch ganz klar. Wir verkehren doch zusammen in dem Haus —“

Herford unterbrach ihn. „Nanu! Das ist kein Grund. Aber da kam mir die Erleuchtung. . .“

„Gottseidank!“

„Galt, dachte ich mir, die werden sich nach berühmtem Muster unter dem Christbaum verloben, und Du, als der älteste und beste Freund des glückstrahlenden Bräutigams, sollst dabei sein und ebenfalls mit allen andern „glückstrahlen“. Aber Du hast mich schmähtlich enttäuscht. Du warst an dem Abend verträumt.“

„Wie so?“

„Na — wenn alles tollte und lärmte, standst Du da und sprachst kein Wort. Wenn alles lachte, zogst Du die Stirne kraus und starrtest vor Dich hin. Erst dachte ich, Du überlegst Dir Deinen Antrag, und verkroch mich in alle Winkel, um Dich nicht zu stören, aber als dann den ganzen Abend gar nichts kam —“

Er zuckte die Achseln und sah seinen Begleiter fast vorwurfsvoll an.

„Was hast Du denn nur gehabt?“

„Gott, weißt Du . . . an jenem Tage war uns gerade eine junge Frau eingeliefert worden, weißt Du, mit einer akuten —“

Der andere hielt ihm plötzlich buchstäblich den Mund zu. „Um Gotteswillen!“ rief er, „nur keine Krankheitsgeschichten. Ich erzähle Dir von meinen Prozessen auch nicht.“

„Na, ja — also ich mußte den ganzen Abend an die arme Frau denken.“

„Das ist ja sehr edel von Dir, aber — ich glaube, Du hast durch Dein Schweigen etwas Böses angerichtet.“

„Aber Herford, weshalb denn? Ich habe doch niemanden etwas gethan.“

„Nein! Doch Du hast etwas unterlassen, was fast ebenso schlimm ist. — Man hat Dir gezeigt, daß man von Dir einen Antrag erwartet, sonst hätte man Dich nicht zu der intimsten häuslichen Feier eingeladen — und mich nicht noch dazu — und Du hast die Erwartungen nicht erfüllt! Ja, das siehst doch aus . . . als hättest Du's Dir überlegt.“

Mit einem Ruck blieb Grothe plötzlich stehen.

„Das ist ja nicht möglich!“

Herford wurde ironisch. „Natürlich nicht! Wenn Ihr Schwärmer mal was im Kopf habt, dann denkt Ihr immer, Ihr seid die einzigen Menschen in der Welt. Aber ich kann Dir sagen — es giebt noch verflucht viel andere. Deine Erna ist liebenswürdig, hübsch, aus gutem Hause und — nicht zu vergessen — Gottseidank eine gute Partie!“

So sehr der Rechtsanwalt auch an seinem Freunde zerrt . . . Dr. Grothe blieb an seinem Platz. Sein Gesicht war ernst und die Stirn lag in Falten, wie damals unter dem Weihnachtsbaum.

„Jetzt sage mir eins: Weißt Du etwas näheres, etwas bestimmtes?“

„Ich weiß nur, daß nach jenem Abend, als nichts bekannt wurde, sich bei einem andern wieder die Hoffnung regte, und er von neuem Sturm zu laufen begann. . .“

„Was?“

„Und nicht so nutzlos, wie früher — wenigstens bei den Eltern nicht!“

„Herford —“

„St . . . ich weiß, was jetzt kommen soll. Aber ich muß hinaus. Meine Sprechstunde hat schon längst begonnen. Denk' daran, das ist der einzige Rat. Adieu.“

Schnell gab er ihm noch die Hand, dann war er im Haus verschwunden. Grothe jedoch stand wie angewurzelt. Kopfschüttelnd ging er endlich nach Haus.

Aber er war zeitlebens immer so'n Unglücksmensch gewesen! Er kam immer „fünf Minuten zu spät!“

Und indem er diesen Gedanken nach allen Seiten ausspann, stieß er auf die Menschen an, die hastig durch die Straßen eilten, als wollten sie in den letzten Tagen noch erledigen, was sie das ganze Jahr hindurch versäumt hatten.

Aber ein Unglücksmensch war und blieb er. Der Tag vor Sylvester machte es ihm völlig zur Gewißheit.

Denn da erfuhr er, daß er am Sylvesterabend im Krankenhaus Dienst halten mußte. Außer den Assistenten, die im Hause wohnten, sollte noch ein Kollege vom Außen dienst vorhanden sein.

Fast verzweifelt kam er zu seinem Freund.

Fast verzweifelt erzählte, und als er die Trauerbotschaft gehört, hob er feierlich die Hand zum Schwur: „Mir Dir spiele ich nie im Leben ein Lotterielos zusammen! Das

schwöre ich, so wahr ich Anwalt bin. So was von Pech ist noch nicht vorgekommen!"

Und als sie dann die Frage noch hin und her erörtert hatten, da sagte er: „Na — jedenfalls gehe ich nun auch nicht zu dem Ehlvesterballe.“

„Du? Weshalb denn nicht?“

„Was soll ich da? Ich werde hauptsächlich Deinetwegen eingeladen. Aber, wenn Du nicht kommst, dann ist doch die Sache wirklich aus. Ehlveste war der letzte Termin für Dich —“

Da aber sprang Grothe in die Höhe. „Das geht nicht! Du mußt hingehen — auf alle Fälle . . . Du mußt mir wenigstens mitteilen, wie und was gewesen ist. Das bist Du mir schuldig — Du mußt überhaupt sehen, mir zu helfen. Du mußt doch Rat wissen! Mein Gott, wozu bist Du denn Anwalt?“

„Ja, wozu? Das frage ich mich oft selber. . .“

Aber die Aufgabe klappte ihm doch, und als er am Ehlvesteabend das Kröningsche Haus betrat, da hatte er sich vorgenommen, zum mindesten wenigstens Acht zu geben.

Und das war recht nötig. Denn der „Nebenbuhler“ Grothes scharwenzelte in einer Weise um die Tochter des Hauses herum, daß auch ein nicht Eingeweihter auf eigenartige Gedanken kommen mußte.

Und der alte Herr Krönig nahm ihn gleich bei Seite, und fragte, „ob Grothe denn nun wirklich und unter gar keinen Umständen hätte kommen können,“ und Frau Krönig fragte so ähnlich . . . und beiden konnte er unter tausend Erklärungen nur immer ein „Nein“ sagen. „Es ging wirklich nicht!“

Da zuckten sie mit den Achseln und mischten sich wieder unter die Gäste.

Nur Erna sagte und fragte nicht, und ein melancholischer Schatten lag über ihrer Stirn, und der wich nicht, so sehr sie sich auch bemühte.

Aber sonst ging das Fest seinen schönen Gang. Das Essen war vorzüglich, der Wein fast noch mehr — und mit dem Punsch und den Pfannkuchen, und mit dem Tanz kam dann jene gehobene Stimmung, die eigentlich an keinem Jahresfeste fehlen sollte.

Der Zeiger der Uhr war über elf schon hinausgerückt.

Die Gäste drängten sich um den Hausherrn.

„Und keine Ueberraschung heute, gar keine?“ Sie hatten das Liebeswerben des „Nebenbuhlers“ wohl bemerkt. . .

„O, gewiß! Es kommt eine —“ Er hatte es bitter bemerkt, doch die Gäste hielten sich daran und tuschelten leis.

„Sie haben eine Ueberraschung, Herr Krönig? Ich habe auch eine!“ rief der Anwalt durch die Menge, denn jetzt glaubte er auch alles verloren, wenn — wenn . . .

Er besann sich nicht lange. Er rief einem Diener und gab ihm leise einen Auftrag. Alle sahen es, und alle meinten, es diene der Ueberraschung —

Und von neuem schnellte das Vergnügen hoch. Die Instrumente jauchzten und die Paare drehten sich, und in all der Lust bemerkte niemand, wie erregt der Anwalt hin und her schritt. Nur wenn er den „Nebenbuhler“ an Ernas Seite sah, dann kämpfte er die Erregung nieder, und trat zu beiden, ruhig und lebenswürdig, als gehörte sich's so —

Doch die Uhr ließ er nicht aus der Hand. Als ob seine „Ueberraschung“ mit der Zeit zusammenhinge!

Kurz nach halb zwölf Uhr schlängelte er sich allein zu Fräulein Erna. Leise sprach er mit ihr, dann lachte sie laut auf. —

Plötzlich waren sie verschwunden. . .

Er allein kam noch zurück. Da sah er den Diener wieder.

„Ist der Doktor da?“

„Zarwohl, Herr Rechtsanwalt!“

„Hat er etwas gemerkt?“

„Nein. Ich habe ihm keine Adresse gesagt, nur erwähnt, daß es sehr eilig wäre, und ihn dann hinten herum, von der anderen Straße, hinausgeführt.“

„Schön!“ Er lief wieder nach hinten. „Einen Augenblick, gnädiges Fräulein — Sie sind gleich erlöst!“ Wupp — war er weg.

Fräulein Erna stützte den Kopf und starrte betrübt vor sich hin. Ihr ging so viel durch den Sinn — sie sah gar nicht auf, als sich die Thüre wieder öffnete.

„Na — Herr Rechtsanwalt, geht's los?“

„Ah!“ Ein verwunderter Aufschrei tönte durch das Zimmer. . .

Und dann: „Sie sind's Herr Doktor?!“

„Ja, ja — verzeihen Sie mir! Ich, ich . . . wurde zu einer Kranken . . .“

Da ging schon wieder die Thür, aber nur für einen Moment, dann schloß sie sich wieder. „Schnell, schnell,“ rief eine Stimme, „keine lange Vorrede! Verlobt Euch!! Es ist gleich zwölf!!“

Wieder war der Anwalt fort. . .

Die beiden sahen sich an: „Das —“

„Das ist —“

Dann stotterte der Doktor etwas, dann sentte Erna still und stumm den hübschen Kopf, dann saßen sich zwei Hände, dann küßten sich vier Lippen — und dann kloppte es.

„Herein!!“ riefen beide zusammen.

Der Anwalt war's. Er sah sie an: „Ich weiß, ich weiß —“ und schnell wie der Blitz war er wieder fort.

„Run, Herr Krönig — ich habe meine Ueberraschung!!“

„Wo?! Wo?!“ schrien die Gäste durcheinander.

Da öffnete er die Thür.

„Hier — ein neues Brautpaar!“ —

In die Erklärungen hinein verkündeten die Glocken die zwölfte Stunde und „Prosit Neujahr, Prosit Neujahr“ schallte es da durch die weiten Säle, von der Gasse hinauf, und Gläserklang mischte sich in die freudigen Klufe hinein, und es war, als ob die ganze Welt dem jungen Brautpaar mit Glück wünschte. . .

„Ich muß ja fort,“ stöhnte Dr. Grothe.

„Aber Mensch,“ rief der Anwalt, „Du bist ja im Dienste! Ich habe Dich doch rufen lassen —“

„Ja, ja — aber . . .“

Die Braut mischte sich ein. „Geh, Lieber — das neue Jahr und unser neuer Bund soll nicht mit einer Pflichtverletzung verbunden sein. — Doch morgen . . .“

Sie sprach nicht aus, doch Grothe verstand sie. Und als er über die Straße eilte, da war doch niemand, dem er sein „Prosit Neujahr!“ nicht herzlich zurückgab. Schien's ihm doch, als gälte jeder Glückwunsch seinem eigenen, großen Glück!

Rneipp's Heilkräuter, sowie alle Spezialitäten und Artikel zur naturgemäßen Heil- und Lebensweise kaufen Sie am sichersten besten und billigsten in dem dazu eigens eingerichteten Spezialgeschäft 1715

Rneipp-Haus, Nur 59 Rheinstr. 59.

Restauration und Luftkurort

„Wilhelmshöhe“ bei Soezenberg.

In 20 Min. durch die Curanlagen oder Parkstraße in 4 Min. von der Haltestelle der elektr. Bahn Adolfsstraße-Wilhelmshöhe zu erreichen. Unstreitig schönster Ausflugspunkt der ganzen Umgebung.

Speisen und Getränke in bekannter Güte. Civile Preise. 2171

Besitzer: J. Dierner.

„Marburgs Schwedenkönig“

ist unstreitig

der beste Magenlikör,

500 er ist in 1240
Niederlagen u. Restaurants
in Stadt und Land erhältlich.

Alstrachan-Caviar,

leicht gesalzen das Pfund 8.— und 10 Mark,
ungesalzen (Malossol) das Pfund 12.—, 14.—,
16.—, 18.— u. 20.— Mk. empfiehlt stets frisch

J. C. Keiper, 60

Telefon 114.

52 Kirchgasse 52.

Möbel u. Betten gut und billig, auch Zahlungserleichterungen, zu haben,
A. Leicher, Adelsheidstraße 46.



Nr. 52

Donnerstag, den 31. Dezember 1903.

18. Jahrgang

Das Gratulieren geht los.

Wenn alle Wünsche sich erfüllen,
Die Freitag werden dargebracht,
Muß aus Fortunas Füllhorn quillen
Der Segen in der schönsten Pracht.

Dann nimmt das Klingeln gar kein Ende,
Und auf und zu geht bloß die Thür,
Sie wird geöffnet ganz behende,
Es tönt herein: Ich gratulier!

Es treten an das Bädermädchen,
Die Scheuerfrau fürs Treppenhaus,
Sie drücken laut als Gratulanten
Die allerbesten Wünsche aus.

Die Zeitungsfrau, die die Lektüre
Tagtäglich in die Wohnung trägt,
Sie säuselt sanft: „Ich gratuliere!“
Daß tief es jedes Herz bewegt.

Die Milchmaid mit dem weißen Tranke,
Der unentbehrlich zum Kaffee,
Mit ihrem Glückwunsch rückt die schlanke,
Auch dito an das Portemonnaie.

Es nahen schwankende Gestalten
Sich in schier endlos langer Reih,
Am Freitag muß der Nidel walten,
Bis daß der letzte ist vorbei.

Wie schön ist doch solch Gratulieren;
Den Gratulanten fühlt man's nach,
Es greift gar manchem an die Nieren,
Doch bleibt der Tag — ein Erntetag!

Wau-Wau.

Nachdruck verboten.

Der Schatten.

Neujahrs-Humoreske von Theo. von Torn.

Wenn man kaum drei Monate verheirathet und somit das jüngste Ehepaar einer — verzeihen Sie das harte Wort — kleinen Garnison ist, so genießt man eine gewisse Ausnahme-stellung. Die ehernen Gehege des dienstlichen und gesellschaftlichen Lebens kommen sozusagen unter Zustimmung mildernder Umstände in Anwendung.

Dem Mitterwächner gewähren die Herren Vorgesetzten aus freien Stücken bescheidene Erleichterungen, keine be-

sonders augenfälligen natürlich, damit der Schein gewahrt und der Meid der Götter nicht erregt wird — aber immerhin Erleichterungen. Ein Vorgesetzter kann eben noch so rauh-beinig sein, er ist früher auch einmal kaum drei Monate verheirathet gewesen und weiß, wie störend Wachdienst, Ronde und ähnliche zeitraubende Beschäftigungen für einen jungen Ehemann sind. Diesem wird es sogar mit einem verständniß-vollen Augenzwinkern nachgesehen, wenn er bei einem Diebes-mahl sich verkrümelt, ehe der Kommandirende seinen letzten Wit erzählt hat. Eine gleiche Rücksichtnahme erfährt die junge Frau seitens der Wollküren des Regiments. Selbst wenn sie einmal den Mittwoch Nachmittag der Frau Oberst vergift — eine Verfehlung, die für die Frauen der älteren Hauptlinge bedeutende Unannehmlichkeiten nach sich ziehen würde — so wird in Güte darüber hinweggesehen; denn auch die Frau Oberst war einmal kaum drei Monate verheirathet, — wenn's auch schon lange her ist.

Alle Dinge aber haben ein Ende, und die guten ein frü-heres. Zwar nicht im rauhen Uebergange, sondern langsam und desto sicherer tritt des Dienstes ewig gleich gestellte Uhr wieder in ihr Recht, verflüchtigen sich die zarten Rücksichtnah-men. Als Leutnant Wolf von Nießbach zum ersten Mal wie, der wegen einer ganz kleinen Verspätung eine recht deutliche Meinungsäußerung seines Hauptmanns erfahren und Frau Kläre von Nießbach die erste spitze Bemerkung der Frau Major Labes heimgebracht — da war es ihnen klar, daß ihre Zeit sich erfüllet hatte. Schweren, aber tapferen Herzens ent-schlossen sie sich, aus ihrem weltfremden Liebeswinkelfchen in den Pflichtenkreis des Lebens zu treten. Die Peccos und zahllosen anderen Einladungen, deren Opfer sie gewesen, sollten zunächst durch eine große, allgemeine Abfütterung ver-golten werden, — durch einen Ball zu Sylvester!

Und das war heute.

Die Zimmerflucht der Nießbach'schen Etage prangte bereits am frühen Nachmittag im vollen Festglanze. Trotzdem hatte Frau Kläre noch rosend zu thun. Der junge Gatte mußte sich die Kleide förmlich greifen, als er vom Dienst heimkam und das zwingende Bedürfnis fühlte, ihr einen Kuß zu geben. Auch hatte er etwas auf dem Herzen, das nun keinen Aufschub mehr duldete.

„Schätz! — wir bekommen heute noch von außerhalb Besuch —“

„Allmächtiger! Aber Wolf — wo wir doch ohnehin kaum Platz haben!“

„Gebildete Schafe gehen viel in einen Stall. Außerdem sind es nur zwei Kameraden, aus Deiner Heimath, met-ner lieben, alten Garnison.“

„Das — sagst — Du — mir — jetzt — erst!“

Jedem Wort war eine tuchthige Anklage, daß Wolf Nießbach sich mit einigen Küssen stärken mußte, ehe er etwas kleinlaut erwiderte:

„Zunächst warst Du doch in diesen letzten zwei gräßlichen Tagen gar nicht für mich vorhanden. Du hast mich schmachten lassen, Kläre! Verschmachten hast Du mich lassen! Du hast —“

„Bitte, schreie nicht ab!“

„Na ja. Zweitens ist mir erst in erster Stunde eingefallen, daß ich während meiner ganzen Dienstzeit alle Sylvesternächte mit den Weiden verlebt habe und wir uns zugeschworen, daß es immer so sein solle, bis daß der Tod uns scheide —“

„Und wer sind diese treuen Seelen, wenn man fragen darf?“

„Da ist zunächst mein lieber alter Freund und Kriegsschulkamerad Freiherr v. Bollbrodt —“

„Bollbrodt! Natürlich! Als ob ich mir das nicht gedacht habe!“ rief die kleine Frau heftig, indem sie von der Schaukel sprang, welche der Gemahl ihr auf seinen Knien bereitet. „Ah, nun verstehe ich diese Heimlichkeit! Das ist überhaupt ein Ueberfall — das ist — ooooo es ist empörend! Hinter meinem Rücken diesen gräßlichen dicken Menschen einzuladen, den ich nicht leiden kann und von dem Mama schon immer gesagt hat, daß er kein Umgang für Dich sei!“

„Liebes Herz, Mamas Meinung in Ehren. Aber ein Offizier ist immer ein Umgang für einen Offizier“, erwiderte Wolf von Nießbach ernst. Dann fiel er wieder in seinen leichten zärtlichen Ton: „Nun sei geschiedt, Puz, und sage mir um alles in der Welt, was Du gegen Bollbrodt hast. Er ist eine harmlose, prächtige Seele, die nur den kleinen Fehler hat, daß sie zu ihrem richtigen Wohlbedinden ein bißchen mehr Feuchtigkeit braucht, als andere. Dabei ist er aber ein tüchtiger, musterhafter, pflichttreuer Offizier. Und schließlich — irgend einen Schatten haben wir doch Alle!“

Frau Kläre richtete langsam das blonde Köpfchen auf und fragte gedehnt:

„Was haben wir alle —“

„Nun, einen Schatten!“ lachte der Leutnant äußerst vergnügt, da das Gemüth sich wegzulösen schien. „Jeder Mensch hat etwas an sich oder in seiner Vergangenheit, das er nicht gern berührt sieht, dessen er sich vielleicht schämt und das man ihn eben zu gute halten muß.“

„Jeder Mensch?“

„Natürlich, jeder.“

„Du — — auch —?“

Diese athemlose Frage brachte Herrn von Nießbach zur Erkenntniß, daß er hier eine jener Dummheiten begangen, mit denen junge Ehemänner sich ihre Position zu verderben pflegen. Und die Bestätigung dessen ließ auch nicht lange auf sich warten. Frau Kläre drückte ihr Taschentuch zu einem winzigen Knäuel zusammen schluckte ein paar mal heftig und trat dann dicht an ihn heran.

„Wolf —“ sagte sie mit bebender Stimme, „ich bin Dein vor Gott und den Menschen Dir angetrautes Weib. Du wirst mir sagen, was an Dir oder Deine Vergangenheit ist, dessen Du Dich schämen mußt und das Du nicht gern berührt siehst. Ich schwöre es Dir, daß ich es Dir zu Gute halten werde — kein Wort des Wortwurfs soll je über meine Lippen kommen! Aber ich muß es wissen! Hörst Du — ich muß!“

„Kein Mensch muß müssen“, belehrte Herr von Nießbach freundlich und versuchte die ernst und flehend auf ihn gerichteten Augen seines Weibes zu küssen. Aber da kam er schon an.

„Also es stimmt“, hauchte sie entgeistert, „Du hast etwas, das Du mir verbirgst. Sonst würdest Du nicht mit einem billigen Scherze darüber hinweggehen suchen. Es ist wahr!“ — —

Damit trat sie von ihm weg, schwer und schleppend — eine gebrochene Frau. Der Leutnant sah ihr mit offenem Munde und auch sonst nicht gerade gescheitem Gesichtsausdruck nach.

„Aber was habe ich denn gethan!“

„Das wirst Du schon wissen“, klang es gepreßt von der Fensterbank her: „glaubst Du, ich hätte es nicht schon lange bemerkt, daß Dich etwas Schweres bedrückt?“

„Jetzt wird es mir zu arg!“ rief der Gepeinigte. „Was soll ich denn verborgen haben? Ich habe weder Kupferdraht gestohlen, noch einen Bahnzug zum Entgleisen gebracht! Daß ich als Junge mal Kessel geklaut habe, ist längst verjährt!“

Frau Kläre richtete sich mit der Miene stiller, schmerzreicher Resignation auf:

„Das sagst Du jetzt, nachdem Du Dich wider Willen verrathen hast. Aber ich will nicht weiter in Dich dringen. Du mußt selbst zu mir kommen. Aus freien Stücken. Du mußt —“, fügte sie mit thränenerschlückter Stimme hinzu, „bei mir Zuflucht suchen vor Dir selbst und vor den Mahnungen Deines Gewissens. Denn im Grunde bist Du nicht schlecht, Wolf, und Du mußt furchtbar leiden. Wenn Du also Dein Herz erleichtern willst, dann komm zu Deinem Weibe, dessen Liebe alles verstehen und alles entschuldigen wird.“

Wolf Nießbach war so mitgerührt, daß sein Born zerfloß wie Butter in der Julisonne. Es that ihm ordentlich leid, daß er nichts zu gestehen hatte. Er war schon dicht daran, sich irgend ein Verbrechen aus dem Daumen zu saugen. An dieser erneuten Dummheit wurde er glücklicherweise verhindert durch das Erscheinen der Frau Geheimrath Sperber, seiner verehrten Schwiegermama, die gekommen war, die erste Fete ihrer Kinder zu verschönen.

Mit einem lauten Aufschrei stürzte Frau Kläre an den hohen Busen der streng blickenden alten Dame, und der ganze Schmerz einer verlorenen schönen Illusion ergoß sich in die Worte: „Mam—aaa — — er hat einen Schatten!“

Knapp eine halbe Stunde vor dem Eintreffen der ersten Gäste hatte das Familiendrama noch keinen befriedigenden Abschluß. Eher eine Katastrophe — denn Frau Geheimrath Sperber holte noch einmal tief Luft.

„Ehe ich die Konsequenz dieser Szene ziehe, Herr von Nießbach“, sagte sie, indem sie die Hand auf den wie ein Theatermeer wogenden Busen drückte, „richte ich an Sie die Frage, ob Sie Ihre Worte zurücknehmen wollen. Daß Sie auch von mir behaupten, ich hätte einen Schatten, mag Ihnen hingehen. Es ist ja das Schicksal aller um das Wohl einer verheiratheten Tochter besorgter Mütter, dieserhalb verhöhnt und verunglimpft zu werden; aber daß Sie auch von meinem Kinde dergleichen behaupten, werde ich mir nicht gefallen lassen!“

Der Leutnant zerknitterte wüthend ein Telegramm, das man merkte es ihm an, daß er am letzten Fädchen seiner Fäustel. Schließlich bezwang er sich doch noch einmal — aber man merkte es ihm an, daß er an dem letzten Fädchen seiner Geduld zapfte.

„Verehrteste Frau Mama — ich habe Ihnen bereits zum hundertdreißigsten Male erklärt, daß dieser verfluchte Schatten lediglich eine allgemeine Bemerkung war, die sich gegen niemand im Speziellen richtete, weder gegen Sie, noch gegen Kläre noch gegen mich selbst! Ich habe nur gesagt, daß jeder Mensch in seinem Leben etwas habe, das ihn gereize. Es braucht nicht gerade ein Raubmord oder eine Brandstiftung zu sein. Irgend etwas, das vielleicht in seinen eigenen Augen schlimmer erscheint, als die Welt es beurtheilen würde, wenn sie es wüßte. Das habe ich behauptet und das behaupte ich noch!“

„Gut, mein Kind“, wandte sich die alte Dame entschlossen an ihre Tochter. „So wissen wir, was wir zu thun haben. Komm!“

Die junge Frau schrie auf und machte Miene, zu ihrem Gatten zu eilen. Bei diesem aber war das letzte Fädchen gerissen. Er ruckte in den Schultern auf und sagte mit einem Nachdruck, der die Frau Geheimrath entsetzt und außer Fassung zurückweichen machte:

„Nun ist's aber genug, liebe Mama! Es bleibt Ihnen unbenommen, sich so lächerlich zu machen, wie es Ihnen irgend beliebt. Ich werde aber nicht dulden, daß Sie einen Skandal provozieren, der mein Weib und mich vor dem ganzen Regiment unheilbar bloßstellt. In wenigen Minuten können unsere Gäste erscheinen — und da wollen Sie meine Frau, die Repräsentantin dieser festlich geschmückten Räume, wie ein krankes Stücken unter den Pellerinnenmantel nehmen und davongehen! Da habe ich doch noch ein Wort mitzu-“

reden! Mehr noch als die allgemeine Blamage würde mich der Spott der Jugendfreunde berühren, welche ich heute erwarte, — denen ich mein Glück in den glühendsten Farben geschildert und die mich nun für einen Schwärmer und Aufschneider halten müßten! Herr von Bollbrodt hat leider abtelegraphirt, dagegen kommt mit dem Nachtzuge Herr von Brosien —“

Der Leutnant hielt trotz seiner Erregung verblüfft inne. Bei dem Namen hatte die kleine Frau einen leisen Schrei ausgestoßen und beide Hände angstvoll an den Mund gepreßt. Auch in den Zügen der Frau Geheimrath wich die Empörung einer leichten Befangenheit.

Da trat der Lakai ein und meldete die ersten Gäste.

In einem kleineren Kreise wäre es wohl nicht verborgen geblieben, daß der Hausherr mehr noch als seine niedliche Frau in keiner festlichen Stimmung war. Wenn er sich unbeobachtet wähnte, legten sich seine sonst so heiteren und frischen Züge in düstere Kummerfalten.

Die Stimmung der Gesellschaft war fidel und wurde immer fideler, je mehr man sich der Jahreswende näherte. Desto öfter auch sah Herr von Nießbach sich unbeobachtet — und in einem solchen Momente folgte er seiner Gattin in einen Palmenwinkel, den sie anscheinend absichtlich aufgesucht hatte.

„Herr von Brosien ist noch nicht da“, sagte er mit einer Betonung, unter der Frau Kläre schmerzhaft zusammenzuckte, „aber er kann jeden Augenblick eintreffen.“

„Leider! Ach, Wolf —“

Sie lag an seinem Halse und schluchzte herzbrechend. Er strich mechanisch über ihr Haar.

„Ich bin Dein Dir vor Gott und den Menschen angetrauter Mann — und bevor noch der erste Glockenschlag das neue Jahr verkündet, wirst Du mir gestehen: Was ist mit Brosien!“

„Erlaß es mir, Wolf — ich bitte Dich, so sehr ich kann. Ich will auch nie wieder unartig sein, wahr und wahrhaftig nicht!“

„Sprich!“ bestand Herr von Nießbach, indem er das Köpfchen seiner Frau in beide Hände nahm und ihr Gesicht erhob. Als er aber den forschenden Blick in die himmelsreinen Kinderaugen seines Weibes getaucht, hatte er das Gefühl einer vernichtenden Beschämung. . . .

„So will ich es Dir sagen, Wolf, was mich unsere ganze Brautzeit hindurch so genirt und geängstigt hat“, sagte sie, treuherzig zu ihm aufschauend. „Es ist etwas Schreckliches! Sieh mal — vor sechs Jahren, ich ging noch zur Schule — da war Herr von Brosien noch Fährlich, — wie Du — und weil er mich immer so angeschmachelt hat, wie ein gemüthsfranker Seehund, weißt Du — da habe ich ihm mal — ein — ein Gedicht geschickt. Wolf!! Du sagst nichts! Ist das so sehr, sehr schlimm!“

„Sehr!“ gluckste der Uebergelächelte.

„Ach, herzltester Wolf! Ich werde es ganz gewiß nicht wieder thun! Sei gut! Ich habe ja damals schon von Mama solche furchterliche Aussetzte bekommen, und die ganzen Jahre habe ich so schrecklich schwer daran getragen; es war —“

„Dein Schatten!“

Als dann die Glocken draußen einsetzten und der brausende Tumult der Beglückwünschungen in den Palmenwinkel drang, winkte und lächelte durch die fliehenden Wolkchen und Schatten ein sonniges neues Jahr.

Aus Chinesien.

Jüngst waren noch mit Pfeil und Bogen
Die tapfern Krieger ausgezogen,
Für „Freiheit“ und „fürs Vaterland“.
Jetzt gehts nicht mehr, wo alle Heere
Statt dessen haben Schießgewehre,
Da muß man mit, wie allbekannt.

Nach neuester Mode soll sich rüsten
Das Heer im Land und an den Risten,
Fein ausgestattet in Reih und Glied.
Und garnicht lange wird es währen,
Dann kommt in China auch zu Ehren
Das Millionen-Defizit.

Wau-Wau.

Die kleinen Proben.

Auf dem Weihnachtstisch des Proben
Sah man jüngst ein Spielzeug prangen,
Von dem mußte jeder sagen:

„Na, mehr kann man nicht verlangen!“

Sehr beliebt als Kinderspielzeug
Sind bekanntlich Eisenbahnen,
Weil sie schon die kleinen Geister
An den Weltverkehr gemahnen.

Doch bis jetzt schien an der Sache
Noch der Haupt-Effekt zu fehlen,
Den die Kleinen ohne Zweifel
Zu den größten Spässen zählen.

„Eisenbahn-Zusammenstöße“

Waren noch nicht vorgesehen;
Nun auch diese konnten glücklich
Ganz nach Wunsch von statten gehen.

Das gab Spaß, wenn die Maschinen
Wüthend auseinander frachten,
Und in tollem Durcheinander
Alles dalag. Wie sie lachten!

Welch ein Jubel, wenn recht drastisch
Die Entgleisung stattgefunden,
Und die rings verstreuten Trümmer
Das Zerstörungswert bekunden!

Ja, da konnten Probenkinder
Einmal recht ihr Wüthchen kühlen,
Und sich als die künftigen Herren,
Als die Uebermenschen fühlen.

Wau-Wau.

Humor im Berliner Gerichtssaal.

Der Störenfried.

Ein sehr feiner Herr ist der Schneidergeselle Friedrich Günther. In tadellosem Anzuge, nach dem neuesten Schmitte gearbeitet, Hosen kurz und eng, Rock weit und Weste hoch, betritt er den Gerichtssaal. Seine Hände, die in knallrothen Glacéhandschuhen stecken, hat er stolz auf dem Rücken gekreuzt.

Richter: Sie haben im öffentlichen Lokale den Kaufmann Isidor Levy geschlagen, das geben Sie doch zu?

Angell.: Herr Gerichtshof, det kann id doch wohl mir selber denken, det Se, wenn Se mir seh'n, mir ooch for'n jangen feinen Mann mit noble Besinnung und mit hochseine Maneriertheit hatten. Denn wat meine Mußt betreffen dhut, da nehme id et uf mit de erschten männlichen Kreise aus de jange Monopole.

Richter: Neben Sie doch hier keinen Blödsinn. — Antworten Sie mir auf meine Frage: Haben Sie den Kaufmann Levy geschlagen?

Angell.: Nee, det ha't werllich nich jehban. Jesaacht ha't 'n allerdings, det id ihm, wenn er sich nich bald dinne macht, eens hinter de Löffel balbieren dhäte. Det ha't 'n jesaacht.

Richter: Ja, wie kamen Sie denn aber dazu, so etwas zu sagen? Aus welchem Grunde verlangten Sie, daß der Kaufmann Levy das Lokal verlassen sollte?

Angell.: Erschtens war't jar keen Lokal nich, vills feinere, et war 'ne Konditorei un zweetens war id ja guerscht da in det Zimmer. Det kann meine Brant, Freilein Auguste Schmiejel, bezejien. — Et war so. Der Vater von meine Brant, Freilein Auguste Schmiejel, der kann mir nich anstehen, id derf also nich rus in de Wohnung zu meine Brant, Freilein Auguste Schmiejel. Also treffe id mir heimlich mit se. Un uff de Straße konn' wa uns doch nich ejal wech rumbreiben, also jehbe id mit se in eene Konditorei. Un so war'sch ooch an den Dach. Id jeh mit meine Brant Freilein Auguste Schmiejel in eene Konditorei uf'n Marjannplatz, un weil id se wat wichtijet zu sagen hatte, jeh id mit se hinten in de janz lehte Stube drin, un da sahen wir nu janz alleene un det war sehr scheene. Id konnte nun meine Brant, Freilein Auguste Schmiejel mal hin un wieder 'n Rißten uf't Schmuckfaden briden. Uf eenmal jehst de Thüre uf un et laatscht der Ploosmich rin mit seine Plattbeene.

Richter: Hören Sie sich, beleidigende Aeußerungen zu thun.

Angell.: Also, der kommt rin, kiest sich um un dabei mußte er doch sehn, det er mir stört mit meine Brant Freilein Auguste Schmiejel. Aber nee, er seht sich breit un frech an 'n Disch nebenan. Id sage nu zu den Herrn mit de jebogne Keefe: „Et is ja vorne noch vills mehr Platz, jeh se doch vorne.“ Da saachte er, det hätte er nich nöthig: Un nu jab een Wort det andre, un da dachte id mir, der Klügere jieht nach un da bin id

Nieber losgezogen mit meine Braut, Freilein Auguste Schmiejel.
So war'sch un nich anderscht.

Der Zeuge Levy: Dohier es is gewesen e so. Daz er hat ge-
fessen mit a Schiffe is wahr, daz er hat gesagt zu mir, ich soll
mer sehn in a andre Stub', is auch wahr, aber daz er is ge-
kommen gelaufen zu mir, hat mer gehalten unter de Nase de
Haut un hat mer gedroht, er haut mer ein mein griechisch-la-
tholische Nase, a so hat er mir gedroht. Haa' ich erst gemeint,
er macht sich e Späße mit mir, aber nein, er hat werlich aus-
geholt un hat mir gegeben e Schlag auf meine Nase, daz ich
hab gemeint, der Kopp sprengt mir ausenander. Spah, hab' ich
geblutet! Ich hab mir müssen gleich Wasser geben lassen, un au-
herdem, daz alles is e so gewesen, werd Zeuge sein noch das
Mädchen, was se mir grade in den Moment, was er mir hat
geschlagen über de Nos', hat gebracht a Windbeutel.

Diese Zeugin bestätigt, gesehen zu haben, wie der Angeklagte
Herrn Levy geschlagen hat.

Der Angeklagte wird zu 50 Mark Geldstrafe verurteilt.

Angekl.: Herr Gerichtshof, Ihr Wort in Ehren, aber wenn
Se denken, det ich mir dabei beruh'ge, dann kenn' Se mir nich,
wat sollte denn bloß meine Braut, Freilein Auguste Schmiejel
von mir denken?

Zeuge Levy: Nebbich, wo soll der Schnorrer a so viel Me-
summe hernehmen?

uff.

Das Fest, es ist vorüber,
Dem Himmel zoll' ich Dank, —
Ich ward' kaltschnieren-leidend,
Und pänseleber-frank!

Wau-Wau.



Sein Ahnenschloß.

Ich zog durchs weite Ungarland mit meinem Freunde Heinrich.
Wir waren beide durstentbrannt, todmüde, schläfrig, weinlich.
Die Heide war so still, so leer, im grauen Westen zogen
Die Wollen hin, gewitterschwer, am weiten Himmelsbogen.
Da sprach mein Freund, und reichlich floß vom Auge ihm die Zähre:
„Mir ist's, als ob mein Ahnenschloß hier in der Nähe wäre!“
„O Heinrich!“ sprach ich tiefgerührt, „Das könnt mir sehr behagen,
Denn einen größer'n Hunger spürt' ich nie in meinem Magen.“
Die Hügel nahen allgemach; die Sonne wies im Sinken
Uns noch das dunkelbraune Dach, das tat' so freundlich winken.
Jetzt aber, Leser, bitte ich, hör' auf mit Weiterlesen, —
Das Ahnenschloß vom Heinrich — ein Schaffstall ist's gewesen!

Was ein Häkchen werden wil'...

Das Söhnchen eines bekannten Börsenspekulanten wollte
sich mit einem Kameraden unterhalten, der gern etwas Neues
gespielt hätte, dem aber nichts Neues einfiel. „Ich weiß
etwas,“ rief auf einmal unser Held, „spielen wir Aktien-
gesellschaft!“ Ich bin der Direktor, du bist der Aktionär.
Gieb fünf Pfennige her.“ Gesagt, getan. Sie gingen nun
in einen Zigarrenladen, kauften eine Zigarre, die unser
Bürschchen ansteckte. Als sie aus dem Laden waren, rauchte
es die fünf Pfennige des anderen gekaufte Zigarre
mit sichtlichem Vergnügen weiter und sprach: „Ach, ich bin
der Direktor.“ „Und was hab' ich denn zu tun?“ fragte der
Kamerad. „Du,“ sagte unser Held nach kurzem Besinnen,
„du kannst spucken!“

Später Dank. Was wollen Sie von mir? — Ich will Ihnen
meinen tiefgefühlten Dank abtatten. — Wofür? — Daz Sie mir
vor zehn Jahren die Hand Ihrer Tochter nicht gegeben haben.

An. A.: Wo haben Sie es denn auf Ihrer großen Reise am
verschwendungstüchtigsten gefunden? — B.: Ich? — A.: Jawohl. — B.:
In England, weil da die Straßen mit englischem Pflaster be-
legt sind.

Im Wirtshaus. Gast: Kellner! — Kellner: Befehlen? —
Gast: Donnerwetter, hier in der Fleischbrühe schwimmen ja Haare!
— Kellner: Verzeihen, das sind gewiß nur die Wimpern zu den
Fettaugen.

Erkannt.

Ein Schauspieler, der seinem geringen Talente durch
Beifallklatschen nachhelfen wollte, diesen aber nicht, gleich so
vielen Künstlern von Ruf, bezahlen wollte oder konnte, stellte
seine vier hoffnungsvollen Sprößlinge auf die Galerie und
gab ihnen die Weisung, bei seinem Erscheinen tüchtig in die
Hände zu klatschen und, wenn er eine bedeutende Szene hätte,
„Bravo!“ zu rufen. — Die Kleinen hatten sich das gut ge-
merkt, und das Klatschen tat auch seine gehörige Wirkung;
als indes die Reihe an das Bravorufen kam, und alle vier
aus voller Kehle schrien, da rief der jüngste Knabe: „Bravo,
Vater! Bravo, Vater!“ Das gesamte Publikum brach in
lautes Gelächter aus, und mit dem Erfolge des armen
Schauspielers war es vorbei.

Energie. Engländer: Führer, Sie meinen, dieser Gipfel sei un-
besteiglich? — Führer: Jawohl, Euer Gnaden, bisher haben ihn nur
Esel mit der größten Mühe erstiegen können. — Engländer: God-
dam, dann muß ich doch auch hinaufkommen.

Sägersfrage. Welcher Unterschied besteht zwischen einer Krupp-
schen Kanone und einer roten Nase? — Antwort: Die rote Nase
kommt vom Trinken, eine Kruppische Kanone von Essen.

Für Augenleidende. A. (zu einem Freunde, den er längere
Zeit nicht gesehen): Sag' mal, hast du nicht früher eine Brille
getragen? — B.: Allerdings, aber das war noch vor meiner Hoch-
zeit. — A.: Nun, was hat denn die Hochzeit mit deinen Augen zu
tun? — B.: Ja, weißt du, nach meiner Hochzeit sind mir die Augen
dermaßen aufgegangen, daz ich manchmal mehr sehe, als mir
lieb ist!

Kindlich.

Der kleine Paul (mit seinem Vater im Zoologischen Gar-
ten): „Papa, nun zeig' mir hier doch 'mal den Pleitegeier!“

Reisewachen in der Kaserne.

Kompagniechef: „Ihr erhaltet heute alle für die Feiertage
zehn Pfennige Löhnungszulage; ich will jedoch wünschen, daz
Ihr Euch dadurch nicht zum Sausen und lüderlichen Leben ver-
leiten laßt.“

Gedankensplitter.

Viele Menschen sind nur darum eingebildet auf ihr Wissen,
weil sie nicht wissen — was sie noch alles nicht wissen!

Auch eine Steigerung.

„Apropos! Gerade habe ich unseren alten Freund Dürrle ge-
troffen, aber er ist so mager geworden, daz ich ihn kaum mehr
kannte. Sehen Sie, Sie sind gewiß auch mager, und ich bin
auch mager, aber der ist so mager, wie wir beide zusammen!“

Ernahnung.

Bauer (beim Abschied von seinem als Rekrut eingezogenen
Sohn): „Nun halt' Dich hübsch brav, daz der Herr Hauptmann
sich nicht über Dich beim Kaiser zu beschweren braucht.“

Vexirbild.



Wo ist der Eigentümer des Obstkahnes?

Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt
Emil Wommert in Wiesbaden. Verantwortlich für die
Redaktion: Chefredakteur Moriz Schäfer, Wiesbaden.

Nicht nur im Sommer, sondern auch in jetziger Zeit ist ein
Walbspaziergang nach dem Waldhäuschen ein Genuß. Eine
herrl. Waldbesucht, sowie gute, feste Wege und am Endziel eine kleine
Herzstärkung werden jeden Besucher befriedigen, umsomehr, als auch die
verschiedenen Thiere (Storch, Rebhuhn, Esel etc.) sehr interessant sind. Der
Ausflug kann nur empfohlen werden.